

EIN LOB DES HERRNHUTISCHEN GESANGS AUS DEM 19. JAHRHUNDERT

Marianne Doerfel, Dillendorf-Liederbach

Über den Wohlklang des Gemeindegesangs in brüderischen Kirchen haben sich Besucher in allen Jahrhunderten gefreut und das auch in ihren Reiseberichten erwähnt. Wie unerfreulich der Gemeindegesang dagegen in ländlichen Kirchen oft war, läßt sich heute wohl kaum noch nachvollziehen. Auf Klagen über „Heulen, Blöken, jämmerliches Krächzen“ stößt man in der Literatur der Zeit erstaunlich häufig. Der Nieskyer junge Lehrer John Hartley, der mit 24 Jahren 1787 die Leitung des Uhyster Pädagogiums übernahm, war entsetzt über den ersten Gottesdienst in der hübschen Uhyster Schloßkirche, und sein Zeitgenosse, der junge Christian Friedrich Quandt, später Arzt, mokierte sich in seinem Nieskyer Tagebuch 1784 über die kläglichen Töne einiger Bauernburschen, die er im Gottesdienst in Niesky hinter sich singen hörte.

Der Grund für diesen ungepflegten Kirchengesang war teils die Vernachlässigung der Hausandachten und die Abnahme der täglichen Gottesdienste, aber auch die mangelnde musikalische Erziehung in den kleineren Landschulen, während die Lateinschulen in den mittleren und großen Städten durch ihren aus den Alumnen bestehenden Chor, den der Kantor unterrichtete, dem Gemeindegesang einen musikalischen „cantus firmus“ verliehen. Vor allem aber waren die Tonarten lange nicht vereinheitlicht, und das Takthalten schon allein deswegen von untergeordneter Bedeutung, d.h. Hörer und Spieler legten völlig andere Maßstäbe an als wir heute. Ein schöner Schnörkel auf der Orgel bedeutete zwar, daß Organist und (weiter-singende) Gemeinde beim Choral einander gewissermaßen „verloren“, aber der Organist hatte seine Kunst bewiesen und fand den Anschluß bald wieder. Das Gleiche galt für den Gesang, wie aus dem 4. Punkt der nachfolgenden Bemerkungen zum Herrnhuter Gemeingesang hervorgeht: Ein gefühlvolles Dehnen des letzten Tones einer Zeile (nicht einer Strophe !) veränderte den Charakter des Chorals, über den es andererseits natürlich immer unterschiedliche Vorstellungen geben wird.

Mit den Bemühungen um die Verbesserung des Volksschulwesens setzten in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch die Forderungen nach einem methodisch sinnvollen Musikunterricht ein, der die mangelnde Anleitung in der

Familie ersetzen sollte. Es erschienen Schriften, Musikvereine wurden gebildet, Volksschullehrer und Kantoren riefen Gesangsvereine ins Leben. Ein solcher Kantor, Carl Friedrich Meißner, faßte seine langjährigen Erfahrungen und Ratschläge in einem Buche zusammen. Meißner war Kantor in Wurzen und legte seine Arbeit in Berlin Prof. Marr, dem Hoforganisten J. Schneider in Dresden und dem Thomas-Cantor M. Hauptmann in Leipzig zur Begutachtung vor. Das Urteil fiel günstig aus, und so wurde das Werk 1869 in Leipzig veröffentlicht. Der etwas umständliche Titel lautete: Winke und Ratschläge für Cantoren, Organisten, Kirchschullehrer und alle die, welche Interesse am Gesange und Orgelspiel nehmen, über Choralbegleitung, Zwischenspiele, Vorspiele, Nachspiele, Registrirkunst, Orgel-Disposition, Orgelprüfung, Orgelstimmung und Gesang.

Das Buch wurde in der Zeitschrift *Euterpe*, einer Musik-Zeitschrift für Volksschullehrer, im gleichen Jahr in Heft 10 besprochen.¹ Es fiel mir bei der Ordnung der Neustädter Kreislehrerbibliothek in die Hand, und in der Besprechung fand ich ein längeres Zitat aus dem Buch, das sich auf den Gesang der Brüdergemeinde bezieht. Kantor Meißner hatte fünf Gottesdienste in Herrnhut besucht, um sich ein Bild vom Gemeindegesang zu machen, eben so viele wie dreißig Jahre vor ihm Carl Friedrich Zelter.

„Man hat seit Jahrzehenden viel geklagt über den Gemeindegesang in protestantischen Kirchen, und von einflußreicher Seite her wurde er laut als matt, ja unerträglich geschildert. Dieses unaufhörliche Klage- und Wehegeschrei veranlaßte mich, im Jahre 1854 eine Reise nach Herrnhut zu unternehmen, dort den vielgerühmten Gemeindegesang zu hören und vielleicht Mittel und Wege zur Abhülfe der angeblichen Gesangsnoth zu finden. Fünf gottesdienstlichen Versammlungen habe ich am Pfingstfeste beigewohnt und Gelegenheit genug gefunden, Beobachtungen anzustellen. Folgende Wahrnehmungen habe ich damals notirt.

Der Gemeindegesang der Herrnhuter ist vortrefflich, ja musterhaft.

1. Die ganze Versammlung singt genau zusammen. Kein Vorauskommen, kein Nachhinken; ein Guß, ein Fluß. Die erwachsenen Gemeindeglieder und die Schuljugend singen einstimmig, unisono; der Chor der ledigen Brüder und Schwestern singt vierstimmig. Die Choräle sind die unsrigen. Ein falsches, widriges Sekundiren habe ich nicht vernommen.

1 *Euterpe. Eine Musik-Zeitschrift für Deutschlands Volksschullehrer, sowie für Cantoren, Organisten, Musiklehrer und Freunde der Tonkunst überhaupt.* Hg. v. E. Hentschel, Weißenfels, L. Erk, Berlin, A. Jacob, Conradsdorf/Schl., G. Flügel, Stettin. 28 (1869) H.1, S. 181-83, (1870) H.2, S. 45-46.

2. Der Gesang in Herrnhut ist ungemein sanft, ohne des Feuers und Lebens zu entbehren. Da hört man kein Brüllen, Krächzen oder Heulen; nichts Rohes, Grobes, Plumpes, Gemeines oder Auffälliges. Das ist ein edler, gebildeter Gesang, welcher auf Ohr und Herz einen wundersamen, äußerst angenehmen und lieblichen Eindruck macht. Der Vorwurf ist nach meiner Ueberzeugung völlig ungerichtet, daß der Gesang der Herrnhuter zu weichlich sei, daß ihm das Erhebende, das Feuer und die Kraft fehle, so daß er auf die Dauer einem nicht verweichlichten Gemüthe keine Befriedigung gewähre. Alle Schulgesetzgebungen, so insbesondere §34 der Verordnung zum sächsischen Schulgesetze vom 9. Juni 1835 verlangen übrigens mit Recht, daß der Gesang kein Vokalgeblöke sein soll, wie Forkel sich ausdrückt.

3. Die Aussprache des Textes ist sehr deutlich, wohl vernehmlich, richtig accentuirt und zeugt von Verständniß desselben, von tiefem Gefühle und von guter Bildung.

4. Der letzte Ton einer Gesangszeile wird nicht über Gebühr verlängert, sondern ihm nur gleicher Werth mit den übrigen Melodietönen zugetheilt. Gewiß sehr richtig. Der Vortrag im Singen soll billig mit dem Vortrage im Lesen oder Deklamiren des Liedes übereinstimmen. In den alten Choralbüchern finden wir auch keine Fermate, sondern am Ende der Zeile einen Taktstrich.

5. Die Herrnhuter Gemeinde singt viele Lieder auswendig, was wesentlich zu dem herzlichen, tiefgefühlten Gesangsstrome beiträgt. Ein Wink für alle!

6. Der Gesang ist weder schleppend, noch zu rasch, er hält die rechte Mitte. Die rechte Mitte? Die ist es, wenn jeder halben Note (Hiller's Choralbuch) eine Sekunde zugemessen wird. (Schwache Geister sagen: Wenn ich Gott durch den Gesang dienen will, so ist es unwürdig, zu eilen, um nur bald fertig zu sein! – Engel singen, Teufel heulen!)

7. Herrnhut hat einen trefflich geschulten, gemischten Sängchor, bestehend aus den ledigen Brüdern und Schwestern. Freilich eine Hauptsache. Ohne diesen wäre die so sehr erbauliche, herrliche Liturgie unmöglich.

Ich meine, diese sieben hier angeführten Punkte sind Material genug zu reiflichem Nachdenken. Es liegt darinnen so mancher Fingerzeig zu angemessener Behandlung des Chorals. Was in Herrnhut möglich ist, ist überall möglich. Die Gemeinde hat keine besonderen Singstunden, wie man gefabelt hat. Bei den Gottesdiensten und täglichen Liturgien wird übrigens äußerst wenig gesungen."

Die Besprechung ist sowohl interessant durch die systematische Aufzählung der Kriterien, die der Kantor bei der Bewertung des herrnhutischen Gesangs anlegt, wie auch durch den Hinweis auf den vierstimmigen Gesang der Brüder- bzw. Schwestern-Chöre. Zu der Bemerkung, die Gemeinde habe keine „besonderen Singstunden, wie man gefabelt hat“ äußerte sich in einem der folgenden Hefte Br.E. Bauer, Gnadenberg. Es war – und ist – nicht klar, ob der Verfasser des Buches mit „Singstunde“ den Unterricht im Singen (für die Gemeinde) meinte, den es freilich in dieser Form nicht gab, oder ob ihm

die brüderische Singstunde einfach unbekannt war. Dazu gab Bauer die notwendige Aufklärung:

„Singstunde in diesem Sinn wird, wenigstens in allen unseren deutschen Gemeinden, an den Abenden des Mittwochs und Sonnabends gehalten ... und sie besteht darin, daß der Liturgus einen Vers nach dem andern anstimmt, wobei die Gemeinde mit ihrem Gesang einfällt und der Organist in dem Ton den Choral zu spielen hat, welcher gerade getroffen worden ist: zu solchem Orgelspiel gehört Übung, die einzelnen Choräle in verschiedenen Tonarten auswendig spielen zu können, und ein gutes Gehör zu richtigem Treffen des Tones... Lange Lieder bei Predigten zu singen ist nicht üblich, man beschränkt sich etwa auf das Maß von 4 achtzeiligen Versen...“

Br. Bauer weist auch daraufhin, daß zwar viele Lieder bekannt sind, aber nicht bei den Jüngeren und auch nicht bei Fremden; daher wird „ein Zettel mit den zu singenden Versen ausgegeben.“ Schließlich weist Br. Bauer auch daraufhin, daß Kantor Meißner sich die weite Reise hätte sparen und nach Kleinwelka fahren können, wo „er wohl dieselben Beobachtungen hätte anstellen können“. Das traf gewiß zu; nur eine kleine Ergänzung fehlt: die durchgängig gute musikalische Vorbildung war ebenso sehr das Ergebnis des häufigen Singens wie der hohen Bedeutung Nieskys für das Musikleben in der Gemeinde. Ein Nieskyer Schüler weigerte sich 1784 bei einem Besuch Herrnhuts entrüstet, im Collegium musicum mitzuspielen, weil es dort „so viel Confusion“ gab. Diese „Confusion“ war eben durch das noch nicht allgemein eingeübte Takthalten verursacht, d.h. es gab noch keine allgemein gültige, einheitliche Kennzeichnung von Tonart, Takt und Rhythmus, auf die in Niesky von den Musik- „Pionieren“ Freidt und La Trobe im Collegium Musicum geachtet wurde. Beide erteilten Unterricht an der Knabenanstalt und dem Pädagogium, aus dem ja dann die jungen Lehrer hervorgingen.

Schließlich sei auch noch an die sehr poetische Darstellung einer offensichtlich herrnhutischen Singstunde in Goethes *Wilhelm Meister* erinnert, der dem blinden Harfner Hafis ihre Beschreibung in den Mund legt. Diesen Hafis fand dann Zelter bei seinem Besuch in Herrnhut in der Person von Br. Peter Mortimer(1750-1828), wie er Goethe schrieb.